

MARTINA THIELE

# Kategorien, Stereotype, Intersektionalität

## Abstract

Ausgehend von der Definition, dass Stereotype auf Kategorisierung und Attribuierung beruhen, befasst sich der Beitrag zunächst mit dem Zusammenhang zwischen Kategorisierung und Stereotypisierung. Die Vielzahl an Kategorien und Stereotypen, auf die im Prozess der Wahrnehmung zurückgegriffen wird, wirft die Fragen auf, in welchen sozialen Kontexten welche Kategorien entscheidend sind und wie verschiedene soziale Kategorien miteinander verschränkt sind? Diese Fragen der Interdependenz führen nach der Auseinandersetzung mit *Kategorien* und *Stereotypen* zum dritten wichtigen Thema des Beitrags: *Intersektionalität*. Im Zuge der seit den 1980er Jahren geführten Intersektionalitätsdebatte wurden auch Überlegungen zur Differenz *innerhalb von Kategorien* angestellt, was als *intrakategorialer* Zugang bezeichnet werden kann, sowie, beeinflusst durch poststrukturalistische und (de-)konstruktivistische Ansätze, *antikategoriale* Perspektiven aufgezeigt. Inwieweit diese theoretischen Ansätze die empirische Forschung beeinflussen (können), wird abschließend thematisiert.

## 1. Kategorien

Menschliche Wahrnehmung und somit auch wissenschaftliche Arbeit basieren auf der Bildung und Verwendung von Kategorien. Kategorisierungen beruhen auf Vergleichen: Wahrgenommene Gemeinsamkeiten und Unterschiede führen zu Einteilungen in Kategorien. Kategorien fassen demnach Eigenschaften von Objekten, Personen, Ereignissen zu Klassen zusammen. Als besonders saliente Merkmale gelten Alter, Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit, doch können auch politische Orientierung, Religionszugehörigkeit, Wohnort, Einkommen, Ausbildung und Beruf u.a. als soziale Kategorien herangezogen werden. Die-

ses Kategorien-Wissen lässt sich für neue Erfahrungen nutzen, es wird abgerufen, wenn wir wahrnehmen, kommunizieren, lernen, planen. Kategorien gelten so gesehen als hilfreiche Einteilungen, die Ordnung und Übersicht schaffen, Systematisierung erleichtern und neue Informationen in bereits vorhandene Wissensstrukturen einordnen. Sie sind Grundlage jeglichen Lernens und Verstehens. Der Sozialpsychologe Henri Tajfel unterscheidet zwischen induktivem und deduktivem Kategorisieren. Beim induktiven Kategorisieren werde »ein Element (item) einer Kategorie aufgrund einiger seiner Merkmale zugeordnet, wenn auch bestimmte Unvereinbarkeiten bestehen bleiben können« (Tajfel 1975: 348). Beim deduktiven Kategorisieren werde »die bekannte Zugehörigkeit eines Element zu einer Kategorie benutzt, um es unter einige Merkmale einzuordnen, die für die Kategorie insgesamt allgemein gelten, ohne deswegen eine genauere Prüfung vorzunehmen.« (ebd.; siehe auch Schäfer 1988: 32)

In den empirischen Wissenschaften stehen Kategorisierungen am Beginn des Forschungsprozesses. Welche Merkmale wie zugeordnet werden, legt das Kategoriensystem fest. Es dient der Reduktion komplexer Inhalte auf ein »angemessenes Maß« an Merkmalen. Bei der Erstellung eines Kategoriensystems sind verschiedene Standards einzuhalten. Häufig zitiert wird in den Sozialwissenschaften Bernard Berelsons Aussage zur Kategorienbildung bei Inhaltsanalysen: »Content analysis stands or falls by its categories. [...] Since the categories contain the substance of the investigation, content analysis can be no better than its system of categories.« (Berelson 1971: 147) Die Kategorien sollen also eindeutig, voneinander unabhängig und wechselseitig exklusiv sein, d.h. sie sollen trennscharf sein, um die Einordnung zu erleichtern. Das Kategoriensystem muss so angelegt sein, dass es möglichst alle Inhalte erfasst und hilft, das zu untersuchen, was tatsächlich untersucht werden soll (Holsti 1969: 95; Früh 1991: 80; Atteslander 1995: 250; Merten 1995: 98; Bonfadelli 2002: 90).

Innerhalb der empirischen Sozialforschung nimmt die Diskussion über die Bildung und Trennschärfe von Kategorien breiten Raum ein. Dem gegenüber stehen wissenssoziologische Positionen, die die mit Kategorisierungen verbundene *Essentialisierung* grundsätzlich kritisieren. Jede Kategorisierung führe zu Festlegungen, Begrenzungen und Ausschlüssen, die der Komplexität des zu untersuchenden Gegenstands – gerade auch wenn es sich um soziale Phänomene handelt – nicht gerecht

werde. Johann Gottlieb Fichtes Deutschtum-Philosophie, entwickelt in den »Reden an die deutsche Nation« (Fichte 2017 [1808]), gilt als Modell einer Essentialisierung, die die Bestimmung des »deutschen Wesens« in Abgrenzung zu anderen »Völkern« und »Nationen« zum Ziel hatte. An die Stelle von »Volk« und »Nation« können auch andere Kategorien treten. Simone de Beauvoir hat in *Das andere Geschlecht* (1968 [1949]) die Essentialisierung sozialer Phänomene thematisiert und stellt fest:

»[...] ob es sich nun um eine Rasse, eine Kaste, eine Klasse, ein Geschlecht handelt, das zur Unterlegenheit verurteilt ist, immer ist das Verfahren der Rechtfertigung das gleiche. Das »Ewigweibliche« spielt hier die gleiche Rolle wie die »schwarze Seele« und der »jüdische Charakter.« (Beauvoir 1968: 17)

Kategorien sind demnach nicht neutral; gerade auf Personen bezogene, soziale Kategorien beinhalten Wertungen, wie Rainer Erb (1995: 19f) durch die Beschreibung dreier Grundformen der Kategorisierung, dem Vergleich, der Klassenbildung und der Ähnlichkeits- bzw. Differenzakzentuierung, verdeutlicht: Beim Vergleich werden Personen und Gruppen bestimmte Merkmale nicht absolut, sondern im Verhältnis zu anderen zugeschrieben. Wenn sich Deutsche selbst die »Tugenden« Pünktlichkeit, Gründlichkeit und Fleiß zuschreiben, heißt das zumeist, dass Angehörige anderer Nationalitäten weniger genau und fleißig sind. Bei der Klassenbildung kommt es zu einer Zusammenfassung von Personen und Gruppen zu allgemeinen Klassen aufgrund von beobachteten »Ähnlichkeiten«. Diese »Ähnlichkeiten« werden aber deswegen wahrgenommen, weil bereits stereotype Wahrnehmungsmuster vorhanden sind. Bei der *Ähnlichkeits- bzw. Differenzakzentuierung* werden die Ähnlichkeiten zwischen den Mitgliedern einer Gruppe überschätzt, während die Differenzen zwischen den Gruppen überbetont werden. Erb gibt ein Beispiel:

»Obwohl sicher viele Franzosen vielen Deutschen (etwa die Bankangestellten) ähnlicher sind als ihren eigenen Landsleuten, werden die Deutschen untereinander als gleicher und als verschiedener von den Franzosen angesehen.« (Erb 1995: 20)

Im Gegensatz zu essentialistischen Positionen gehen (de-)konstruktivische davon aus, dass Kategorien weder »natürlich«, noch »ewig« sind, vielmehr handele es sich bei Kategorien um soziale Konstrukte. Der soziale Kontext bestimme, was eine Kategorie ausmacht, welche Kategorien re-

levant werden, wo Kategoriengrenzen verlaufen, und welche Merkmale und Eigenschaften vorrangig mit der Kategorie verbunden werden. Kategorisierung sei ein dynamischer Prozess (Ottens & Matschke 2008: 292).

So gibt es zwar Ansätze einer kritischen wissenssoziologischen Auseinandersetzung mit essentialistischen und biologistischen Setzungen sowie Versuche, sich kategorialen Ordnungsmustern weitgehend zu entziehen (Lorey 2008; 2010), das aber gelingt nur zum Teil. Paradoerweise schließt das Infragestellen von Kategorien ihre Reformulierung nicht aus,<sup>1</sup> weswegen auch aus einer gesellschaftskritischen Position heraus betriebene Forschung Gefahr läuft, das zu reproduzieren, was sie doch überwinden möchte – ein positivistisches Wissenschaftsverständnis, das auf Objektivierung, Typisierung und Verallgemeinerung zielt und dafür ein Instrumentarium entwickelt hat, das Individuen in ihren sozialen Beziehungen und der Vielfalt sozialer Praktiken nur bedingt gerecht wird.

Erschwerend hinzu kommt, dass aus politischen Erwägungen ein »strategischer Essentialismus«<sup>2</sup> (Spivak 1993) gelegentlich angebracht erscheint und selbst um antikategoriales Denken bemühte WissenschaftlerInnen das gänzliche Vermeiden von Kategorisierungen für illusorisch halten. Irene Neverla fasst ihre Zweifel wie folgt zusammen:

»Können wir, so lautet meine Frage an Kognitionspsychologen und Erkenntnistheoretiker – wissenschaftlich denken, ohne dies in Kausalitäten, Dualitäten, Dichotomien und statischen Momentaufnahmen zu tun? Können wir von linearen, kausalen, statischen, apodiktischen Modellen zu dialektischen Konzepten kommen, die zirkulär, prozesshaft, dynamisch, elastisch angelegt sind?« (Neverla 2003: 66)

Mehrheitlich aber bleiben Kategorisierungsprozesse unreflektiert oder gelten als eher hilfreich denn problematisch, zudem als unvermeidlich, da Kategorisierungen wie auch Stereotypisierungen kaum kontrollierbare kognitive Prozesse darstellten.

<sup>1</sup> Das gleiche gilt für Stereotype: Paradoerweise schließt das Infragestellen von Stereotypen ihre Reformulierung – und damit ihre Reproduktion – nicht aus. Darin besteht das Dilemma der Stereotypenforschung.

<sup>2</sup> Zugeschrieben wird dieser Begriff Gayatri Chakravorty Spivak, die aber seine Verwendung kritisch sieht. Denn nicht selten diene er der Verbreitung und Rechtfertigung essentialistischer Positionen, statt ausnahmsweise und eben »strategisch« eingesetzt zu werden.

## 2. Stereotype

Den Zusammenhang zwischen Kategorien und Stereotypen erläutert Gordon W. Allport:

»Das Stereotyp ist eine überstarke Überzeugung, die mit einer Kategorie verbunden ist. [...] Ein Stereotyp ist aber nicht identisch mit einer Kategorie; es ist mehr eine feste Vorstellung, die eine Kategorie begleitet.« (Allport 1971: 200)

Die »Überzeugung« und »Vorstellung« machen den Unterschied zur Kategorie aus. Stereotype, so ließe sich schlussfolgern, gehen noch einen Schritt weiter, indem sie mittels Attribuierung dem kategorisierten Gegenstand oder der kategorisierten Person/Gruppe mehr oder weniger positive Eigenschaften zuschreiben. Doch ließe sich auch argumentieren, dass für den Prozess der Stereotypisierung der erste Schritt, die Kategorisierung, der alles entscheidende ist: Schon die Schaffung von Kategorien und die Einteilung in solche sind nicht etwa »neutral«. Hinzu kommt dann noch die Attribuierung.

Was aber nun ist ein Stereotyp? Der Begriff *Stereotyp* stammt aus dem Griechischen (*stereos* = hart, fest, starr, *typos* = feste Form, charakteristisches Gepräge). Der Buchdrucker Firmin Didot verwendet diesen Ausdruck 1798 zur Beschreibung des Druckens mittels feststehender Lettern. Im Französischen wird *la stéréotype* bald auch im übertragenen Sinne gebraucht. Doch trotz der Bedeutungsausweitung von *Stereotyp* in Richtung »Wiederholung des Gleichen aufgrund starrer Formen« bleibt *Stereotyp* im 19. Jahrhundert in erster Linie ein Fachbegriff, vor allem Druckern und Setzern geläufig. Durch Walter Lippmanns *Public Opinion* von 1922 erhält der Begriff dadurch eine weitere Bedeutung und Verbreitung, dass er auf den Bereich der menschlichen Wahrnehmung übertragen wird. *Stereotype* verwendet der Publizist – und über den Vorgang des Druckens sicher nicht uninformierte – Lippmann, um Strukturen des Denkens, Schemata und Routinen zu beschreiben. Lippmann spricht von Stereotypen als »pictures in our head«<sup>3</sup> (Lipp-

<sup>3</sup> Die Überschrift des Einleitungskapitels zu *Public Opinion* (1922) lautet: »The world outside and the pictures in our head«. In der deutschen Übersetzung von Wilhelm Wiegand (1964) wurde daraus: »Äußere Welt und innere Vorstellungen«.

mann 1945 [1922]: 3) und erläutert des Weiteren:

»They are an ordered, more or less consistent picture of the world, to which our habits, our tastes, our capacities, our comforts and our hopes have adjusted themselves. They may not be a complete picture of the world, but they are a picture of a possible world to which we are adapted. In that world people and things have their well-known places, and do certain expected things. We feel at home there. We fit in. We are members.«<sup>4</sup> (Lippmann 1945 [1922]: 95)

Heutzutage und im Alltagssprachgebrauch wird *Stereotyp* häufig anstelle von *Klischee* oder *Vorurteil* verwendet. Ausgedrückt werden soll, dass eine Aussage, ein Bild, eine Verhaltensweise wenig mit »der Realität« zu tun hat. Wissenschaftliche Definitionen variieren stark von Disziplin zu Disziplin. Andreas Zick konstatiert für die Sozialpsychologie, dass »Myriaden von Definitionen für Stereotype« vorlägen und inzwischen Konsens darüber bestünde, »das Stereotype kognitive Konzepte sind, die Generalisierungen über andere Personen und Gruppen darstellen« (Zick 1997: 44). Aus sozialpsychologischer Sicht interessiert insbesondere das Stereotypisieren als soziale Interaktion. Penelope J. Oakes, Alexander S. Haslam und John C. Oakes definieren den Prozess des Stereotypisierens als Zuschreibung von Merkmalen: »Stereotyping is the process of ascribing characteristics to people on the basis of their group memberships« (Oakes, Haslam & Turner 1994: 1).

Aus soziolinguistischer Sicht sind genau diese »processes of ascribing«, die Zuschreibungen bzw. Attribuierungen, zentral. Durch sie rückt die Rolle der Sprache im Prozess des Stereotypisierens in den Mittelpunkt. Eine umfassende Definition, nach der Stereotype Ausdruck einer Überzeugung und bildhaften Vorstellung sind und nach der sie die Form eines Urteils annehmen, liefert die Sprachwissenschaftlerin Uta Quasthoff 1973. Ihre Definition ist auch aus kommunikationswissen-

4 In der deutschen Übersetzung: »Sie sind ein geordnetes, mehr oder minder beständiges Weltbild, dem sich unsere Gewohnheiten, unser Geschmack, unsere Fähigkeiten, unser Trost und unsere Hoffnungen angepasst haben. Sie bieten vielleicht kein vollständiges Weltbild, aber sie sind das Bild einer möglichen Welt, auf das wir uns eingestellt haben. In dieser Welt haben Menschen und Dinge ihren wohlbekanntesten Platz und verhalten sich so, wie man es erwartet. Dort fühlen wir uns zu Hause. Dort passen wir hin. Wir gehören dazu.« (Lippmann 1964: 71f)

schaftlicher Sicht hilfreich, weil Quasthoff die »Bilder in unseren Köpfen« als etwas Beschreibbares versteht. Ein Stereotyp lässt sich in Worte fassen, unabhängig davon, ob es medial in Form eines Bildes (Karikatur, Foto), in Form einer Bildsequenz oder eines Textes vermittelt worden ist. Quasthoff fasst zusammen:

»Ein Stereotyp ist der verbale Ausdruck einer auf soziale Gruppen oder einzelne Personen als deren Mitglieder gerichteten Überzeugung. Es hat die logische Form eines Urteils, das in ungerechtfertigt vereinfachender und generalisierender Weise, mit emotional-wertender Tendenz, einer Klasse von Personen bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen zu- oder abspricht. Linguistisch ist es als Satz beschreibbar.« (Quasthoff 1973: 28)

Helmut Gruber hat in seiner Studie zu *Antisemitismus im Mediendiskurs* Quasthoffs Äußerungen bezüglich Stereotypen an Beispielen erklärt (Gruber 1991: 14f). Danach ist die Grundform eines Stereotyps durchaus als einfache Prädikation, etwa in der Form »Österreicher sind begeisterte Wintersportler«, formulierbar. Möglich sind aber auch Einschränkungen durch die Verwendung des Konjunktivs oder rhetorischer Fragen, z.B. »Amerikaner gelten als oberflächlich«, oder Sätze, in denen eine bewusst subjektive Äußerung vorgenommen wird, z.B. »Ich habe den Eindruck, dass Frauen sich der Konkurrenz nicht stellen möchten«. Schließlich können Stereotype in einer Form auftreten, die Gruber als den *textlinguistischen Typ* bezeichnet. Hier bedarf der Satz, der ein Stereotyp enthält, der Interpretation. Als solches ist das Stereotyp nämlich nicht direkt erkennbar. Grubers Beispiel: »Er ist Jude, aber er ist sehr nett.« (Gruber 1991: 14). Das »aber« deutet auf die »Ausnahme von der Regel«, die das Vorurteil enthält. Stereotype und Vorurteile werden daher nicht immer eindeutig formuliert, sondern sind implizit in einer Aussage enthalten. Sie entziehen sich einer Analyse, »die auf die Satzebene beschränkt ist.« (ebd.: 15) Die verschiedenen manifesten und latenten Formen, in denen Stereotype auftreten können, sollten sich auf die Wahl der Untersuchungsmethoden auswirken.

Festzuhalten bleibt zunächst, dass Stereotype auf Kategorisierung, Vereinfachung und Verallgemeinerung beruhen. Es handelt sich bei ihnen um individuelle und sozial geteilte Meinungen über die Merkmale der Mitglieder einer sozialen Gruppe. Diese Merkmale sind mit positiven oder negativen Wertungen verbunden.

### 3. Welche Kategorien wie untersuchen?

#### Intersektionale Ansätze und Stereotypenforschung

Ausgehend von konkreten Erfahrungen mit Mehrfachdiskriminierung und in Fortführung der klassischen Triple-Oppression-Forschung sind vor allem in den USA Intersektionalitätskonzepte entwickelt worden, die danach fragen, welche Differenzkategorien wann relevant sind, wie sie sich überlagern und mittels welcher Methoden sie sich analysieren lassen (Winker & Degele 2009; Kerner 2009; Yuval-Davis 2009).

»Statt die Wirkung von zwei, drei oder mehr Unterdrückungen lediglich zu addieren [...], betonen die ProtagonistInnen dieses Konzepts, dass die Kategorien in verwobener Weise auftreten und sich wechselseitig verstärken, abschwächen oder auch verändern können.« (Winker & Degele 2009: 10)

Intersektionalität stellt damit auf eine Analyse der *Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Kategorien* ab, was Leslie McCall (2001) als *interkategoriale* Zugangsweise bezeichnet hat. Doch sind im Zuge der Intersektionalitätsdebatte auch Fragen der Differenz *innerhalb von Kategorien* aufgegriffen worden, was als *intrakategorialer* Zugang bezeichnet werden kann. Schließlich sind, beeinflusst durch poststrukturalistische und (de-)konstruktivistische Ansätze, *antikategoriale* Perspektiven aufgezeigt worden.

Worum aber handelt es sich wissenssoziologisch betrachtet bei *Intersektionalität*? Kathy Davis zeigt auf, welche unterschiedlichen Auffassungen nebeneinander existieren:

»Für die einen ist Intersektionalität eine Theorie, andere betrachten den Ansatz als Konzept oder heuristisches Instrument, wieder andere sehen ihn als eine Interpretationsstrategie für feministische Analysen. [...] Zudem ist alles andere als klar, ob Intersektionalität auf die Interpretation individueller Erfahrungen beschränkt bleiben sollte, ob der Ansatz zur Theoriebildung über Identität dienen soll – oder ob Intersektionalität als Merkmal sozialer Strukturen und kultureller Diskurse aufgefasst werden sollte.« (Davis 2010: 55)

Intersektionalität kann als eine Perspektive verstanden werden, die ermöglicht, unterschiedliche Phänomene, ihr Miteinanderverbundenheit, gemeinsam zu betrachten, statt auf eines zu fokussieren und dabei seine Verbindungen zu anderen Phänomenen aus dem Blick zu verlie-

ren. Um diesen Perspektivwechsel – weg von der Fokussierung auf eine soziale Kategorie, hin zur Betrachtung der Verschränkungen zwischen verschiedenen sozialen Kategorien – geht es der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw, die Ende der 1980er Jahre den Begriff *Intersektionalität* geprägt hat (Crenshaw 1989). Sie will damit auf die besonderen Probleme Schwarzer Arbeitnehmerinnen aufmerksam machen, die aufgrund ihrer sozialen Stellung, ihrer ethnischen *und* geschlechtlichen Zugehörigkeit diskriminiert werden. In Analogie zum Bild mehrerer sich kreuzender Straßen erläutert sie den Begriff:

»Consider an analogy to traffic in an intersection, coming and going in all four directions. Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars traveling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a Black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination.« (Crenshaw 1989: 149)

Kritisiert wird an diesem Bild der Straßenkreuzung, dass es zwar die einzelnen, sich an manchen Punkten überschneidenden Stränge bzw. »Achsen der Differenz« (Knapp & Wetterer 2003) oder »Achsen der Ungleichheit« (Klinger, Knapp & Sauer 2007) zeige, nicht aber verdeutliche, dass diese Stränge einander überlagern oder eng miteinander verwoben sind. *Interdependenz* erscheint so gesehen als treffenderer Begriff (Dietze, Hornscheidt, Palm & Walgenbach 2007: 9), doch bleibe das Problem der Benennung von Kategorien auch dann bestehen, wenn diese als interdependent gedacht werden, so Gabriele Winker und Nina Degele (2009: 13). Eine »Verlagerung von Wechselwirkungen in die Kategorie hinein« verschiebe lediglich das Problem (ebd.). Winker und Degele halten daher am Begriff *Intersektionalität* fest. International und auch im deutschsprachigen Raum findet er seit den 1990er Jahren Verwendung. Das Problem, das *Intersektionalität* bezeichnet, sei allerdings schon sehr viel eher, sowohl in den USA als auch in Europa, von Feminist\*innen diskutiert worden, betont Gudrun-Axeli Knapp (2008). Einer 1:1-Übertragung des US-amerikanischen Intersektionalitätskonzepts auf europäische, speziell deutsche, Verhältnisse steht Knapp (2005) kritisch gegenüber, da diese Analyseperspektive zunächst einmal an die Kultur und Gesellschaft ihres Entstehungskontextes, den USA, gebunden sei, wo Schwarze Feminist\*innen die als ethnozentristisch empfundenen

Forschungsansätze weißer Mittelklasse-Frauen kritisierten und die Berücksichtigung weiterer ungleichheitsgenerierender Dimensionen wie *class* und *ethnicity* forderten (Knapp 2005). Damit führten die Wissenschaftler\*innen Diskussionen fort, die von Schwarzen Feminist\*innen in den 1960er Jahren angestoßen wurden. Sie verwiesen damals schon auf Mehrfachdiskriminierungen, die das Geschlecht, aber eben auch Ethnie, soziale Stellung und weitere Formen von *Otherness* betrafen.

Die Auswahl und die Benennung von Kategorien geben bis heute Anlass zu Diskussionen. Sind in den USA *race*, *class* und *gender* weitgehend als die entscheidenden Kategorien akzeptiert, wird in Europa, speziell in Österreich und Deutschland, über den Begriff *race* gestritten. Hier wird der Begriff zumeist durch *Ethnie* oder *Ethnicity* ersetzt, worunter dann aber zuweilen recht unterschiedliche Subkategorien fallen wie Nation, Staatsbürger\*innenschaft, Aufenthaltsort, »Gastarbeiter«\*innenstatus, Migration, Konfession etc. Winker und Degele hingegen benutzen bewusst den Begriff *Rasse* ohne Anführungszeichen, weil sie dadurch »Prozesse der Rassisierung als Prozesse der Rasse erst konstruierenden Ausgrenzung und Diskriminierung sowie ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung deutlich machen« möchten (Winker & Degele 2009: 10).

Was die Trias von *race*, *class*, *gender* angeht, liefert das Konzept der Intersektionalität »keine theoretische Begründung, warum gerade Rasse, Klasse und Geschlecht die zentralen Linien der Differenz markieren. Auch andere Kategorien wie Alter, Generativität, Sexualität, Religion, Nationalität oder Behinderung könnten Berücksichtigung finden« (Winker & Degele 2009: 15). Eine Zusammenstellung<sup>5</sup> von »13 bipolaren, hierarchische Differenzlinien« bieten Helma Lutz und Norbert Wenning (2001: 20). Sie betonen die soziale Konstruiertheit dieser Differenzen und halten auch andere Kategorisierungen und Untergliederungen

5 Zu dieser Zusammenstellung in Abbildung 1 ist zu bemerken, dass die Autor\*innen folgende Erläuterung zu den Grunddualismen in Form einer Fußnote geben: »Weitgehend unabhängig von tatsächlichen Mehrheitsverhältnissen gelten die zuerst genannten Begriffe in der Spalte Grunddualismen als Norm.« Diese Norm und durch dualistisches Denken verursachten Normierungen kritisieren die Autor\*innen, auch wenn der Versuch der Distanzierung durch die Verwendung von Anführungszeichen nicht ausreichend erscheinen mag und manche Begriffe, ob mit oder ohne Anführungszeichen, fragwürdig sind.

für möglich. Ein Vorschlag lautet, zwischen »körperorientierten« (Geschlecht, Sexualität, »Rasse«/Hautfarbe, Ethnizität, Gesundheit, Alter), »(sozial)-räumlich orientierten« (Klasse, Nation/Staat, Ethnizität, Sesshaftigkeit/Herkunft, Kultur, Nord-Süd/Ost-West) und »ökonomisch orientierten« (Klasse, Besitz, Nord-Süd/Ost-West, gesellschaftlicher Entwicklungsstand) Differenzlinien zu unterscheiden (Lutz & Wenning 2001: 21). Diese überlagern sich allerdings auch, wie am Beispiel »Nord-Süd/Ost-West« oder »Klasse« als sowohl »(sozial)räumlich« wie »ökonomisch orientiert« deutlich wird.

Tabelle 1: 13 bipolare, hierarchische Differenzlinien (Quelle: Lutz & Wenning 2001: 20)

Kategorie	Grunddualismus
Geschlecht	männlich - weiblich
Sexualität	hetero - homo
»Rasse«/Hautfarbe	weiß - schwarz
Ethnizität	dominante Gruppe - ethnische Minderheit(en) = nicht ethnisch - ethnisch
Nation/Staat	Angehörige - Nicht-Angehörige
Klasse	oben - unten etabliert - nicht etabliert
Kultur	»zivilisiert« - »unzivilisiert«
Gesundheit	nicht-behindert - behindert
Alter	Erwachsene - Kinder alt - jung
Sesshaftigkeit/Herkunft	sesshaft - nomadisch angestammt - zugewandert
Besitz	reich/wohlhabend - arm
Nord-Süd/Ost-West	the West - the rest
Gesellschaftlicher Entwicklungsstand	modern - traditionell (fortschrittlich - rückständig, entwickelt - nicht entwickelt)

Das Aufzeigen vieler verschiedener Differenzlinien ist sinnvoll, um nicht diejenigen Kategorien zu vernachlässigen, die sich hinter dem »etc.« verbergen, das der Aufzählung »race, class, gender« gemeinhin folgt. Umstritten bleibt jedoch, welche Kategorien wichtiger, entschei-

dender sind, was für oder gegen eine Hierarchisierung von Kategorien spricht. Das betrifft schon die Trias *race, class, gender*, denn fraglich ist, ob sich patriarchale oder rassistische Strukturen allein aus den ökonomischen Verhältnissen ableiten lassen. Fortgeführt wird damit die Diskussion über *Masterkategorien* bzw. das, was in marxistischer Tradition auch unter *Haupt- und Nebenwiderspruch* verhandelt wird. Ausdruck dieser Debatte ist die Unterscheidung zwischen Struktur- und Differenzkategorien<sup>6</sup> (Lenz 2010: 159; Aulenbacher 2008). Cornelia Klinger (2008: 42ff) nennt Arbeit, Körper und Fremdheit als allgemeine Strukturkategorien, von denen ausgegangen werden müsse, um Nationalismus/Imperialismus, Kapitalismus und das Patriarchat als Herrschaftsverhältnisse, die an diese Kategorien anknüpfen, zu kritisieren. Nur so könne die »metaphor of intersectionality«<sup>7</sup> produktiv – und das meint in Richtung Veränderung der bestehenden Verhältnisse – verwendet werden.

Doch wie lassen sich konkret in der empirischen Forschung »multiple Ungleichheitsstrukturen«, mehrere Kategorien sowie ihr Zusammenwirken analysieren? Wie können dabei zudem mehrere Untersuchungsebenen berücksichtigt werden, also sowohl gesellschaftliche Sozialstrukturen inklusive Organisationen und Institutionen (Makro- und Mesoebene) als auch Prozesse der Identitätsbildung (Mikroebene) und kulturelle Symbole (Repräsentationsebene) Berücksichtigung finden? Winker und Degele (2007; 2009) nutzen für ihre Forschung Bourdieus Habitus-Konzept (1976), das »vermeintlich individuelle Denk-, Wahrnehmungs-, Erfahrungs-, Erlebnis- und Handlungsweisen mit gesellschaftlichen Milieus, Lagen und Strukturen, in die Menschen eingebunden sind« (Winker & Degele 2009: 23) verbindet, sowie Giddens' Theorie der Strukturierung (1995), die ebenfalls von Wechselwirkungen zwischen Handeln und Struktur ausgeht.

6 Als Strukturkategorien werden z.B. Geschlecht oder Alter bezeichnet (Aulenbacher 2008). Aulenbacher bezieht sich in ihrem Beitrag insbesondere auf die Arbeiten von Ursula Beer und Regina Becker-Schmidt.

7 Klinger (2008: 39) verweist zu Beginn ihres Aufsatzes auf die terminologische Unterscheidung, die Patricia Hill Collins zwischen »interlocking structures of oppression« und »the metaphor of intersectionality« getroffen hat, um damit einerseits die gesellschaftliche und andererseits die individuelle Ebene der Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Ungleichheit zu kennzeichnen, die aber ohne Frage miteinander verbunden sind.

Das Intersektionalitätskonzept und der von Degele & Winker (2009) vorgeschlagene Mehrebenenansatz kommen insbesondere in der Sozialen Ungleichheitsforschung zum Tragen. Doch auch konkret für die Forschung zu Medien und Stereotyp(arten) sind Intersektionalität und Mehrebenenansatz laut Thiele (2015: 82) von Belang, wobei medial vermittelte Stereotype jedoch nicht nur die Ebene der Repräsentation und individuelle Prozesse der Identitätsbildung betreffen (Winker & Degele 2009: 54), sondern auch gesamtgesellschaftliche Strukturen – was für ein tatsächlich mehrere Ebenen berücksichtigendes Forschungsdesign spricht.

Doch trotz aller Vorteile, die das Intersektionalitätskonzept für eine angemessenere, den komplexen sozialen Verhältnissen eher entsprechender Forschung bietet, ist eine solche höchst voraussetzungsvoll und – zumal für einzelne Forscher\*innen – kaum praktisch durchführbar. Hinzu kommt, dass das theoretische Dilemma der Kategorisierung bestehen bleibt, es sich sogar noch vervielfacht, wenn mehrere Kategorien in ihren Interdependenzen betrachtet werden. Antikategoriales Denken, wie es z.B. Lorey (2008; 2010), vorschlägt, hilft für die Forschungspraxis zunächst einmal nicht weiter. Es weist freilich theoretisch in die richtige Richtung und ermöglicht – so jedenfalls Lorey (2010: 54) – politische Handlungsfähigkeit und die Konstituierung neuer, anderer, gerechterer Ordnungen.

## Literatur

- Allport, G. (1971). *Die Natur des Vorurteils*. Herausgegeben und kommentiert von Carl Friedrich Graumann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Atteslander, P. (1995). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Achte, bearbeitete Auflage. Unter Mitarbeit von Jürgen Cromm Busso Grabow, Andrea Maurer, Gabriele Siegert, Gisela Zipp. Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Aulenbacher, B. (2008). Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: S. Wilz, Hrsg., *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierung. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen*, 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139–166.

- Beauvoir, S. (1968 [1949]). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek: Rowohlt.
- Berelson, B. (1971 [1952]). *Content Analysis in Communication Research*. New York: Hafner Publishing Company.
- Bonfadelli, H. (2002). *Medieninhaltsforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Konstanz: UVK/UTB.
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. [Esquisse d'une théorie de la pratique, précédée de trois études d'ethnologie kabyle]. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *The University of Chicago Legal Forum*, [online] 1989(1), S. 139–167. Abrufbar unter: <http://chicagounbound.uchicago.edu/cgi/viewcontent.cgi?article=1052&context=ucf> [11. 4. 2017].
- Davis, K. (2010). Intersektionalität als »Buzzword«: Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage: »Was macht eine feministische Theorie erfolgreich?« In: H. Lutz, M. Herrera Vivar und L. Supik, Hrsg., *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts*, 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55–68.
- Degele, N. (2009). Wenn das Runde ins Eckige muss - Stereotypisieren, Reifizieren und Intersektionalisieren in der Geschlechterforschung. In: S. Baer, K. Hildebrandt und S. Smykalla, Hrsg., *Schubladen, Schemata, Schema F - Stereotype als Herausforderung für Gleichstellungspolitik*. Bielefeld: Kleine. S. 146–160.
- Degele, N. und Winker, G. (2007). *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*. [pdf] Freiburg: Institut für Soziologie, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Abrufbar unter: <http://www.sociologie.uni-freiburg.de/personen/degele/dokumente-publikationen/intersektionalitaet-mehrebenen.pdf> [11. 4. 2017].
- Dietze, G., Hornscheidt, A., Palm, K. und Walgenbach, K. (2007). Einleitung. In: K. Walgenbach, G. Dietze, A. Hornscheidt und K. Palm, Hrsg., *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, 1. Auflage. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 7–22.
- Erb, R. (1995). Die Diskriminierung von Minderheiten – Wie entstehen Vorurteile? In: H. Lengfeld, Hrsg., *Entfesselte Feindbilder. Über die Ursachen und Erscheinungsformen von Fremdenfeindlichkeit*, 1. Auflage. Berlin: Edition Sigma, S. 13–24.
- Fichte, J. (2017 [1808]). *Reden an die deutsche Nation*. Durchgesehener Neusatz mit einer Biographie des Autors, bearbeitet u. eingereicht von Michael Holzinger. 4. Auflage. Berlin: Edition Holzinger.
- Früh, W. (1991). *Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis*. 3. überarbeitete Auflage. München: Ölschläger.
- Giddens, A. (1995). *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Mit einer Einführung von Hans Joas. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Gruber, H. (1991). *Antisemitismus im Mediendiskurs. Die Affäre »Waldheim« in der Tagespresse*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- Hill Collins, P. (1995). Symposium on West and Fenstermaker's »Doing Difference». *Gender & Society*, 9(4), S. 491–513.
- Holsti, O. (1969). *Content analysis for the social sciences and humanities*. Reading: Addison-Wesley.
- Kerner, I. (2009). Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus. *Feministische Studien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, 27(1), S. 36–50.
- Klinger, C. (2008). Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: dies. und G.-A. Knapp, Hrsg., *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*, 1. Auflage. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 38–67.
- Klinger, C., Knapp, G.-A. und Sauer, B. (Hrsg.) (2007). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Knapp, G.-A. (2008). »Intersectionality« – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: R. Casale, und B. Rendtorff, Hrsg., *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*, 1. Auflage. Bielefeld: transcript, S. 33–53.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2005): »Intersectionality« – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von »Race, Class, Gender«. In: *Feministische Studien*, 23. Jg., H. 1/2005, S. 68–81.
- Knapp, G.-A. und Wetterer, A. (Hrsg.) (2003). *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Lenz, I. (2010). Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In: R. Becker und B. Kortendiek, Hrsg., *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie*, 3. erweiterte und durchgesehene Auflage. Unter Mitarbeit von Barbara Budrich, Ilse Lenz, Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller und Sabine Schäfer. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 158–165.
- Lippmann, W. (1945 [1922]). *Public Opinion*. New York: The Macmillan Company.
- Lippmann, W. (1964 [1922]). *Die öffentliche Meinung*. München: Rütten + Loening.
- Lorey, I. (2008). *Kritik und Kategorie. Zur Begrenzung politischer Praxis durch neuere Theoreme der Intersektionalität, Interdependenz und Kritischen Weißseinsforschung*. [online] eipcp. Abrufbar unter: <http://eipcp.net/transversal/0806/lore/de/print> [29. 11. 2011].
- Lorey, I. (2010). Konstituierende Kritik. Die Kunst, den Kategorien zu entgehen. In: B. Mennel, S. Nowotny und G. Raunig, Hrsg., *Kunst der Kritik*, 1. Auflage. Wien: Turia+Kant, S. 47–64.
- Lutz, H. und Wenning, N. (2001). Differenzen über Differenz. In: dies., Hrsg., *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*, 1. Auflage. Opladen: Leske + Budrich, S. 11–24.
- McCall, L. (2001). *Complex Inequality. Gender, Class and Race in the New Economy*. New York/London: Routledge.
- Merten, K. (1995). *Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Neverla, I. (2003). Kommunikationswissenschaft zwischen Komplexität und Kanonisierung. Überlegungen zu Bedingungsfaktoren und Aufgaben kommunikationswissenschaftlicher Selbstreflexion. In: M. Löffelholz und T. Quandt, Hrsg., *Die neue Kommunikationswissenschaft. Theorien, Themen und Berufsfelder im Internet-Zeitalter. Eine Einführung*, 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 59–68.
- Oakes, P., Haslam, A. und Turner, J. (Hrsg.) (1994). *Stereotyping and Social Reality*. Oxford: Blackwell.
- Otten, S. und Matschke, C. (2008). Dekategorisierung, Rekategorisierung und das Modell wechselseitiger Differenzierung. In: L.-E. Petersen und B. Six, Hrsg., *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen*, 1. Auflage. Weinheim: Beltz, S. 292–300.
- Quasthoff, U. (1973). *Soziales Vorurteil und Kommunikation. Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Ein interdisziplinärer Versuch im Bereich von Linguistik, Sozialwissenschaft und Psychologie*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Schäfer, B. (1988). Entwicklungslinien der Stereotypen- und Vorurteilsforschung. In: ders. Und F. Petermann, Hrsg., *Vorurteile und Einstellungen. Sozialpsychologische Beiträge zum Problem sozialer Orientierung. Festschrift für Reinhold Bergler*, 1. Auflage. Köln: Deutscher Instituts-Verlag, S. 11–65.
- Spivak, G. (1993). *Outside in the Teaching Machine*. New York: Routledge.
- Tajfel, H. (1975). Soziales Kategorisieren. In: S. Moscovici, Hrsg., *Forschungsgebiete der Sozialpsychologie 1. Eine Einführung für das Hochschulstudium*. Deutsche Ausgabe besorgt und mit einer Vorbemerkung versehen von Enno Schwanenberg. Frankfurt am Main: Fischer Athenäum, S. 345–380.
- Thiele, M. (2015). *Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes*. Bielefeld: transcript.
- Winker, G. und Degele, N. (2009). *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Yuval-Davis, N. (2009). Intersektionalität und feministische Politik. Aus dem Englischen von Regine Othmer. *Feministische Studien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, 27(1), S. 51–65.
- Zick, A. (1997). *Vorurteile und Rassismus. Eine sozialpsychologische Analyse*. Münster u.a.: Waxmann.